



CARRY
BRACHVOGEL

DIE
VERKAUFTE
ERINNERUNG

Nach der Ausgabe:

Carry Brachvogel

Die verkaufte Erinnerung

Aus: Licht und Schatten, Wochenschrift für Schwarzweisskunst und Dichtung,
Herausgegeben von Hanns von Gumppenberg, Jahrgang 1, No.13, Verlag Licht und
Schatten, Berlin, München, 1910

Illustration: Hans Müller-Dachau

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2018 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezensy
ngiyaw@gmail.com - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Corel Ventura
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Carry Brachvogel

Die verkaufte Erinnerung

. . . . Da der holde Spuk des Feuerwerks erloschen ist, flammen im Schloßpark wieder die Fackeln, Windlichter, Lampions und Pechpfannen der Wirklichkeit auf. Zwischen schnurgeraden Laubwänden, über rosenfarbene Marmorstufen, an weißen Brunnen vorbei, aus denen vergoldetes Getier lugt, stolziert auf hohen Absätzen, mit zierlichen Gesten die bunte, lächelnde, puderbestäubte Welt von Versailles. Die Grazien haben ihr den Haarbau getürmt und die Mouche ausgeschnitten. Pausbackige Amoretten tragen ihr die Schleppe, und wenn aus einem Boskett, einer Grotte zärtliche Seufzer tönen, so weiß die Marquise und der Vicomte, was sie Daphnis und Chloe schuldig sind, und huschen lächelnd auf den Zehenspitzen davon.

Der ganze Park schwirrt von Menschen, von Schönheit und Lust. Nur er, der Einzige, der Vielgeliebte sitzt trübsinnig auf der großen Terrasse und starrt geradeaus ins Leere. Vergebens mühen sich gewandte Höflinge, ihn mit unterwürfi-

gen Schmeicheleien, mit feinen Witzworten zu unterhalten; er nickt, bewegt zuweilen den Mund, als wolle er etwas erwidern, und starrt wieder voll schweigenden Trübsinns ins Leere. Die großen, runden Augen haben den Ausdruck eines erschrockenen Vogels, und das Kinn zittert leise, wie bei ganz alten Leuten. Und doch sieht Ludwig jung aus, so jung, daß man ihn für dreißig halten möchte, nicht für fünfzig. Jung ist er, schön, geliebt, vergöttert, Herr über das süßeste Land der Welt, und doch will der Trübsinn nicht von seinem Gesicht weichen. Den ganzen Abend über hat er keine Miene verzogen, mit keinem Lächeln, mit keinem gespannten Blick verraten, daß ihm das Feuerwerk gefiel. Nur nachher diese höflich gelangweilte Bewegung der königlichen Fingerspitzen. Und wie zerquält von marternder, trübinniger Langeweile sitzt er unbeweglich da, starrt aus runden, erschrockenen Vogelaugen ins Leere, und sein Kinn zittert leise — —

Verstohlen und immer aufs neue erstaunt betrachtet die heitere Welt um ihn her das Schauspiel seiner Melancholie, das sie so genau kennt und doch nimmer begreift. Und Blicke ringsum, Lippen fragen flüsternd: »Wo ist sie? Wo ist die Marquise Pompadour? Wo ist die Einzige, der, wie alles am Hofe, so auch die Melancholie des Königs gehorchen muß?«

Die Marquise ist aber nicht zu finden. Gewiß hustet sie wieder in irgend einem verborgenen Winkel ihrer Gemächer Blut . . .

Bei dem Gedanken an dies Blut schlagen die Herzen von hundert schönen Frauen, von hundert zuvorkommenden Gatten, von hundert ehrgeizigen Vätern höher . . . Wie ein hitziger Zukunftsrausch will es die Gemüter umfassen, ein Rausch, dem alsbald die Ernüchterung folgt, so wie sie Choiseul ansehen, den erwählten Minister der Pompadour, ihre rechte Hand, ihren Freund — — Wie er dasteht und lacht, daß sein prachtvolles Gebiß bis zum letzten Zahn sichtbar wird und seine Schultern heftig schüttern, daß man deutlich merkt, wie die rechte höher sitzt als die linke. Nein, solange Choiseul so lacht, ist nichts zu hoffen. Und indes Choiseul's Lachen hundert Träume verhöhnt, starrt Ludwig immer noch mit den runden Augen eines erschrockenen Vogels ins Leere, und sein Kinn zittert unaufhörlich.

Der Herzog von Noailles flüstert:

»Ich habe es nie begriffen! Nie habe ich verstanden, wie Seine Majestät zu dieser schwarzen Melancholie gelangt ist! Ein Fürst wie er, auf den das Glück das ganze Füllhorn seiner Gaben geleert hat.«

»Ja, unbegreiflich ist es!« pflichtet ihm leise die Marquise de Tours bei. »Unbegreiflicher aber noch, daß kein Arzt helfen kann. Von allen Enden der Welt her läßt er seit Jahren Doktoren, Quacksalber, Schäfer und Wundermänner kommen!«

»Und wenn Seine Majestät auch die Doktoren aller Erdteile zusammenruft, so kann ihm doch keiner nützen. Seine Krankheit ist unheilbar — ist unheilbar, weil der einzige Arzt, der sie heilen konnte, seit Jahren gestorben ist!«

Betroffen blickt die kleine Gruppe, die eben des Königs Krankheit diskutierte, auf Frau von Hauteville. In ihren Worten klang nicht nur Ernst, sondern auch Geheimnis, das die Neugier rege machte. Wenn Frau von Hauteville solche Worte sprach, so umschlossen sie nicht eine leichtfertige Behauptung, das wußte jeder. Denn Frau von Hauteville, die ehemals zu den aller schönsten Frauen des Hofes gehört hatte, war seit langer Zeit, und zwar ganz plötzlich, nach der Rückkehr von einer langen Auslandsreise, *femme sérieuse* geworden. Nie hatte man eine frühere Schönheit graziöser und fröhlicher altern sehen als sie.

»Wie, Madame, was sagen Sie da? Der König sei unheilbar??« Frau von Hauteville nickte ernst:

»Der einzige Arzt, der ihn hätte heilen können, ist tot; ich traf ihn gerade noch zur rechten Zeit.

Nur ein wenig später — und ich wäre verflucht geblieben bis zum Tode.«

In ihrer Stimme klang ein tiefer Schauer. Sie schloß eine Sekunde lang die Augen.

Die Betroffenheit und die Neugier der anderen wuchsen, ließen nicht nach, bis Frau von Hauteville zu erzählen begann.

»Die Zeit meiner Jugend liegt so weit hinter mir, daß ich von ihr sprechen darf, als gehörte sie einem anderen Menschen. Weil sie schon so fern liegt, daß Sie, meine jungen Freunde, sich kaum mehr daran erinnern, darf ich sagen, daß ich sehr schön war.« (Hier wurde Frau von Hauteville selbstverständlich durch artige Ausrufe unterbrochen. Sie lächelte gütig über die kleinen Höflichkeiten weg und fuhr fort:) »Ich war sehr schön und genoß meine Schönheit, wie eine Frau sie nur genießen kann. Meine Schönheit vergoldete mir jeden Tag; nichts anderes wollte ich vom Leben, als jung und schön sein. Ja, um es ganz richtig auszudrücken: jung wollte ich vor allem sein, jung bleiben, niemals altern.«

»Das ist unser aller Traum,« flüsterte die Marquise de Tours und schob das breite Samtband um den Hals höher hinauf, damit ihr Nachbar nicht die Runzeln hinter dem Ohr sähe.

»Es ist unser aller Traum, aber ich träumte diesen Traum so leidenschaftlich, daß ich meinte

sterben zu müssen, wenn die Jugend je zu Ende ging. Wenn bei Festen die Bewunderung der Männer und der Neid der Frauen mich umfing, schrie meine Jugend jauchzend in mir auf wie eine berauschte Bacchantin, und noch im Einschlafen klang's durch mein Blut, durch meinen Kopf: du bist jung! Oh Gott, wie bist du jung! Das ging so Jahre, Jahrzehnte, bis der schreckliche Tag anbrach, an dem ich zum ersten Mal —«

»Ein graues Haar oder einen feinen Strich an den Schläfen entdeckte?« fragte die Marquise de Tours atemlos.

»Nein, es kam der viel schrecklichere Tag, an dem ich zum ersten Mal die Angst vor dem Altern spürte. Oh, meine Freunde, verlangt nicht, daß ich Euch diese Angst mit Worten schildere! Ihr Jungen würdet nichts von ihren Schrecken verstehen, und ihr anderen, die ihr gleich mir des Lebens Rosengärten längst verlassen habt, ihr anderen wißt aus eigener bitterer Erfahrung, welche Höllenqualen sie in sich schließt — die Furcht vor dem Altern! Merkte auch noch kein Unberufener, daß die Holde sich schon anschickte mich zu verlassen, galt ich auch nach wie vor als eine der schönsten Frauen von Versailles, so wußte ich doch bei mir, daß ich es schon morgen nicht mehr sein würde, und mein Jammer darüber war grenzenlos.«

Frau von Hauteville machte eine Pause. Die Marquise de Tours hatte den Kopf ein wenig gesenkt, damit man die kleine Träne nicht sehen sollte, die sich zwischen ihre tiefgeschwärzten Wimpern drängte.

»Da, in einer Zeit, wo ich schon fast der Verzweiflung, der wirklichen Verzweiflung nahe war, tauchte in Paris ein Italiener auf, der alsbald die ganze Stadt von sich reden machte. Sein Name ist gleichgültig. Er lebte ganz zurückgezogen, nur mit alchemistischen und medizinischen Studien beschäftigt. Wieso dann doch jeder von ihm sprach? Er dankte dies einem abenteuerlichen Gerücht, das ihm von Süden her vorangelaufen war und nimmer verstummen wollte. Es hieß, er besäße eine Panazee gegen Alter und Tod. Ihr könnt euch wohl denken, wie solch ein Gerücht gerade auf die lebensfrohen Pariser wirkte, und wie sie sein kleines, verschwiegenes Haus in der Rue de Venise belagerten. Es war aber fast unmöglich, bis zu ihm vorzudringen, denn er galt als ein Menschenhasser und, so unwahrscheinlich das bei einem Italiener auch klingt, als ein Geldverächter.

Ich will euch nicht mit Schilderungen langweilen, wie es mir gelang, in sein Haus zu kommen, genug, daß es mir gelang. An einem regnerischen Herbstnachmittag sah ich tiefverschleiert in

meiner Sänfte, die vor einem verwitterten, unheimlichen kleinen Hause in der Rue de Venise hielt. Ich tappte über eine schmale, dunkle Treppe empor, klopfte mit dem Kupferklöppel an die Haustüre, die ich vorsichtig öffnete und rasch wieder hinter mir schloß. Ich trat aufs Geratewohl ein paar Schritte weiter, eine unsichtbare Hand schob eine schwere Türe beiseite, mild gedämpftes Licht, dessen grünliches Schillern an die Fenster von Notre Dame erinnerte, fiel in ein weites, niedriges Gemach, das ganz vollgestellt war mit Büchern, Retorten, weitbauchigen hellen Glasflaschen, die seltsame Gebilde umschlossen, dunklen Phiolen und geschnitzten kleinen Truhen. An den Wänden sah ich neben Dolchen und Totenschädeln laszive Bilder und Stiche, was mich seltsam berührte.

Ein Mann trat auf mich zu und fragte in geläufigem Französisch, doch mit dem häßlichen Accent der Italiener nach meinem Begehre. Er mochte an die Vierzig sein und glich an Gestalt, Kleidung und Wesen einem Edelmann. Er war schlank und geschmeidig wie die Dolche an der Wand, über dem spitzgeschnittenen Bart lag ein kleiner Reif, aber sein braunes Gesicht, seine lodernden Augen waren so jung, daß der bestäubte Bart wie Koketterie wirkte. Da ich vor Erregung und Herzklopfen noch stumm blieb, führte er

mich höflich zu einem Sitz, ließ sich mir gegenüber nieder und wiederholte seine Frage nach meinem Begehren. Da faßte ich mir ein Herz, schlug die Schleier zurück und sagte: »Mein Herr, man erzählt, daß Sie ein Allheilmittel gegen Alter und Tod besitzen. Den Tod fürchte ich nicht, aber das Alter. Oh, wenn Sie es mir ersparen können, so beschwöre ich Sie, verkaufen Sie mir Ihr köstliches Mittel! Ich bin reich, ich zahle willig jeden Preis. Nur ersparen Sie mir die Scham und die Qual des Alters!« — Er sah mich aufmerksam an, fuhr mit der Hand ein wenig über meine Stirn und fragte:

»Madame, haben Sie es auch genau überlegt? Wohl kann ich die Jugend festhalten, die Sie heute noch besitzen, aber der Preis, den Sie dafür zahlen müssen, ist hoch . . .«

»Ich sagte Ihnen ja, daß ich reich sei.«

»Geld kostet es nicht, schöne Dame — aber —«

Er brach ab. Ich sah auf die lasziven Bilder an der Wand und sagte, wie es sich in solcher Situation wohl schickt: »Sie sind sehr kühn, mein Herr!« Er lächelte spöttisch:

»No, no, Madonna, auch das nicht. Es ist ein ganz anderer Preis, den Sie bezahlen müssen.«

»Nennen Sie ihn!«

»Die Erinnerung!« sagte er leise, beinahe traurig.

Da ich natürlich nicht recht verstand, was er meinte, sah ich ihn fragend an, und er erklärte:

»Wer jung bleiben will, darf kein Gedächtnis haben, denn nur die Erinnerungen machen alt, nicht die Jahre oder die Erlebnisse. Die Jahre ziehen stumpf und blind an uns vorüber, Erlebnisse sind wie ein heißer Quell, der unsere Lebensgeister stärkt und anfacht, Erinnerung aber ist ein unerbittlicher, grausamer Schreiber, der unser Gesicht zerstört, weil er keinen anderen Platz für seine schrecklichen Runen weiß. Nur Narren und Kinder glauben, daß das Alter alt macht; ich aber sage Ihnen, Madame, daß es nur die Erinnerung ist. Wollen Sie also von mir unvergängliche Jugend, so müssen Sie dafür ihre Fähigkeit des Erinnerns hergeben.«

Ich lachte laut auf. Die Fähigkeit des Erinnerns — was konnte mir daran liegen? Stets waren mir Erinnerungen überflüssig, vielleicht sogar lästig erschienen. Wenn ich meine Großmama oder die alte Frau von Hauteville in Jugenderinnerungen herumstöbern und schwärmen sah, langweilten mich die beiden Damen, oder ich fand sie lächerlich. Darum sagte ich heiteren Mundes:

»Oh, wenn Sie nichts weiter fordern, als diese Kleinigkeit . . .«

»Nichts weiter. Aber bedenken Sie es wohl, Sie werden ohne Erinnerungen leben. Kein Ein-

druck, der weiter zurückliegt als eines Mondes Lauf, wird in Ihrem Gedächtnis haften. Unfruchtbar, ohne eine Spur des bunten Lebens, das darüber hingeschritten, wird es leer und grau sein, wie eine Sandwüste. Wollen Sie um diesen Preis unvergängliche Jugend eintauschen?«

»Ja, ja!«

Er sagte nichts mehr, nahm von einem der Gestelle eine kleine Räucherlampe, warf einige weiße Kügelchen hinein und entzündete sie, indem er unverständliche Worte dazu murmelte. Feiner, bläulicher Rauch stieg auf, erfüllte das Gemach mit sanftem Wohlgeruch und benebelte mir langsam die Sinne, bis ich das Bewußtsein verlor. Wie lange ich so blieb, weiß ich nicht genau. Als ich wieder zu mir kam, war mein Kopf völlig klar, und ein köstliches Wohlgefühl durchzog meinen ganzen Körper. Nur über das Hinterhaupt lief ein brennender Streif, als hätte mir einer mit glühendem Stahl eine Brandfurche gezogen. Da ich unwillkürlich nach der schmerzenden Stelle griff, sagte der Italiener:

»Es ist die ausgebrannte Erinnerung. Sie schmerzt jetzt noch ein wenig, aber das gibt sich mit der Zeit. So fein der Stift auch ist, mit dem ich sie ausglühe, ganz schmerzlos arbeitet er eben doch nicht. Aber die ewige Jugend ist wohl ein bißchen Schmerz wert?!«

»Tausend Schmerzen wäre sie wert!« rief ich und wirbelte im Zimmer umher wie ein kleines Mädchen. Ich war so trunken von dem köstlichen Wohlgefühl, das ich empfand, daß ich dem Italiener willig jeden, aber auch jeden Preis gezahlt hätte

Dann aber geschah etwas Seltsames. Als ich meine Sänfte wieder besteigen wollte, sah ich drei Männer in dunklen Mänteln, mit schwarz belarvten Gesichtern auf das Haus des Italieners zukommen. An den Degenspitzen, die unter den Brigantenmänteln vorlugten, erkannte ich Edelleute. Obwohl die Rue de Venise ein Schlupfwinkel für wüstes Gesindel ist, schritt der eine von ihnen, der in der Mitte ging, sorglos, als könne ihm nichts geschehen, während die beiden anderen sich beim leisesten Geräusch schützend vor ihn stellten und offenbar in großer Angst waren, daß ihm etwas widerfahren möchte. Als die Tür des geheimnisvollen Hauses sich auftat, traten die Zweie mit so tiefen und umständlichen Verbeugungen beiseite, daß mir sofort ein Argwohn aufstieg, und der Dritte halb lachend, halb ärgerlich rief:

»Aber, meine Herren, lassen Sie das doch, sonst werden wir am Ende noch erkannt. Hier ist doch kein »*Oeil de boeuf*.« Da wußte ich, daß dieser

nächtige verlarvte Besuch nur Einer sein konnte —«

»Der König« echote der kleine Kreis in ehrfürchtigem Flüstern.

Frau von Hauteville nickte.

»Ja, der König! Wir wußten ja alle längst, daß ihm sein erhabener Urgroßvater, der Sonnenkönig, die tiefe Angst vor Alter und Tod vererbt hatte. Nun kam der König und handelte, wie ich, um den Preis seiner Erinnerung ewige Jugend ein.«

Frau von Hauteville schwieg einige Augenblicke und sah mit abwesendem Blick ein paar Glühwürmchen zu, die in einer Ligusterhecke ein verliebtes Sommerspiel spielten. Ihre Zuhörer waren froh, als sie wieder anhub:

»Eine Weile genoß ich nun meine neu-geschenkte Jugend, wie ein Verdurstender in rasenden Zügen Wasser trinkt. Alles ringsum schien in endlose Heiterkeit und Jugend getaucht, bis — ja, wie soll ich es euch erklären, meine Freunde? Es kam zuerst über mein Gemüt geschlichen, wie ganz feine, graue Wölkchen die Sonne überschleichen. Es war etwas da, was den schönen Glanz meiner neugewonnenen Jugend umnebelte, trübte und seine goldenen Strahlen brach, daß sie nur mehr matt glitzern konnten.

Ich wußte selbst nicht mehr, was mich quälte, bis es mir eines Tages schreckhaft klar wurde.

Es war der 7. November, der Tag, an dem sich zum fünften Male der Tod meiner jungen Schwester Lucile jährte. Unsere arme Lucile hatte sehr tragisch geendet: ihr Ballkleid war einer Kerze zu nah gekommen und flammte lichterloh empor, daß meine Schwester einer lebenden Fackel glich und gleich einer Fackel verbrannte. Jedes Jahr am 7. November stiegen wir in unsere Familiengruft nieder und bekränzten ihren Sarg mit weißen Rosen, die sie sehr geliebt hatte, und weinten bitterlich. Doch an dem Tag, von dem ich spreche, blieb mein Auge trocken, denn vergebens zermartete ich mein Hirn um eine einzige, kleine Erinnerung an die Tote . . .

Und nun begann ein Leben voll seltsamer und grausamer Qualen. Ich jagte verzweifelt hinter Erinnerungen her, die ich doch nimmer einfangen konnte. Eine Erinnerung, eine einzige, wirkliche Erinnerung — zehn Jahre meines Lebens hätte ich dafür gegeben. Doch der Italiener hatte recht gehabt: grau und unfruchtbar, wie eine Sandwüste war die Vergangenheit hinter mir. Nicht eine einzige Blume des Erinnerns blühte mir auf. Oder doch eine: die Szene in der Rue de Venise stand unauslöschlich in meinem Gedächtnis. Das Einzige und Letzte, was mir von meinem

ganzen Leben geblieben, war der Augenblick, in dem ich die köstliche Spiegelung meines ganzen Lebens für das bißchen glatte Haut und ein paar blonde Haarsträhne verhandelte. Sonst nichts — gar nichts. Oft schien's mir, als liefе ich suchend durch lange Galerien, an deren Wänden früher die Bilder meiner Ahnen gehangen hatten. Nun waren nur noch leere Rahmen da, aus denen man die Bilder gerissen hatte; da und dort flatterte vielleicht noch ein Fetzen bemalter Leinwand. Doch höhnisch, wie ein äffender Spuk, stieg bald in diesem, bald in jenem Rahmen das Bild des Mannes aus der Rue de Venise auf.

Meine Nerven zerrieben sich bei den trostlosen Wanderungen durch die verödeten Galerien mit dem Spukbildnis. Meine Nächte waren ohne Schlaf, meine Tage ohne Heiterkeit. Ich sah blühend aus wie die Gesundheit selbst, aber ein schweres Gemütsleiden überfiel mich, und so viele Ärzte Herr von Hauteville auch zur Konsultation berief, keiner wußte Rat.«

»Sind Sie denn nicht wieder nach der Rue de Venise gegangen?« fragte die Marquise de Tours interessiert.

»Ich ging wohl wieder hin, aber der Italiener war nicht mehr da. Ich ließ ihm nachforschen, aber er war nicht mehr aufzufinden. Ob Paris ihn eingeschluckt, ob die Fremde ihn gelockt hatte —

ich weiß es nicht. Ich begab mich damals auf Reisen ins Ausland. Angeblich, um in fremden Bädern Heilung zu suchen, in Wirklichkeit, um ihm nachzuforschen, dem ich meine Erinnerung verhandelt hatte, und der sie mir zurückgeben sollte. Ich will euch nicht mit ermüdenden Einzelheiten schildern, wie ich schließlich doch wieder auf seine Spur kam, genug, eines Tages wußte ich, daß er als Goldmacher im Fürstenschloß einer kleinen deutschen Residenz lebte. Unverzüglich fuhr meine Berline nach dem pauvren Nest, das in lächerlicher Weise versucht, Versailles zu imitieren.

Der Italiener war sehr überrascht, als er mich sah.

»Wie, Madame, Sie hier? Was hat eine junge und schöne Pariserin in dieser gottverlassenen Einöde zu suchen?«

Ich brach in Tränen aus, erzählte ihm unter Schluchzen, bebend vor Aufregung, wie unglücklich ich durch den Handel geworden sei, den ich mit ihm getrieben hatte, und bat ihn himmelhoch, mir meine Erinnerung wieder zu geben, wär' es auch um den Preis meiner Jugend und Schönheit. Er zuckte gleichmütig die Achseln.

»Ich warnte Sie, Madame, ich sagte Ihnen, daß die Erinnerung ein hoher Preis sei. Ich warnte Sie, wie ich jeden warne, weil ich die Wirkungen

meines Mittels genau kenne. Sehen Sie mich an, Madame, wie ich da vor Ihnen stehe, bin ich ein Sterbender. Ich habe keine drei Monate mehr zu leben. Die giftigen Aushauchungen meiner Retorten, die ständige Berührung mit den stärksten Säuren und Mixturen hat meinen Organismus zerstört. Keine drei Monate habe ich mehr zu leben! Und trotzdem, trotzdem ich weiß, daß meine Tage gezählt sind, gebrauche ich mein eigenes Mittel nicht, habe ich nie daran gedacht, es an mir selbst zu versuchen, denn lieber will ich tot sein, als ohne Erinnerung leben. Bis zum letzten Atemzug will ich von meiner gewesenen Liebe und von meinem gewesenen Haß wissen.«

Grauen überfiel mich. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen: »Schrecklicher Mann! Wenn Sie wußten, wie grausam Ihr Mittel wirkt, warum haben Sie es erfunden? Warum machen Sie die Menschen damit unglücklich?«

»Es erfüllt ihnen nur einen uralten Wunsch!«

»Einen uralten Wahn erfüllt es,« rief ich erschüttert, »einen Wahn, dessen Erfüllung uns todelend macht.«

»Haben Sie etwas anderes erwartet, Madame? Ich wundere mich, daß eine Landsmännin Voltaires nicht skeptischer, nicht philosophischer über Erfüllungen zu denken gewohnt ist.«

Ich fiel vor ihm auf die Knie nieder:

»Helfen Sie mir! Geben Sie mir meine Erinnerung zurück!«

»Ich kann Ihnen nicht helfen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich Ihnen nicht helfen. Es gibt nur einen, der Ihnen aufs neue Erinnerungen schenken kann —!«

»???«

»Der Tod, der Tod von eigener Hand. Wenn Sie selbst Ihr Leben enden, kehrt für die letzten Augenblicke die Vergangenheit zu Ihnen zurück. In Blitzesschnelligkeit wechselnd und bunt wie die Bilder eines Kaleidoskops wird sie an Ihnen vorüberziehen, während Ihr Auge bricht.«

»Ich weinte leise; nicht vor Schmerz, sondern vor Glück. Ich trocknete mein Gesicht, griff nach einem Stilet, das auf dem Arbeitstisch des Italieners lag, prüfte mit dem Finger die nadelfeine Spitze und stieß sie mir in die Brust, wo ich das Herz zu treffen meinte. Da ich mein Blut heiß über meine Haut rinnen fühlte, verlor ich das Bewußtsein. Als ich wieder erwachte, fand ich mich in einer fremden Umgebung. Ich lag in meinem Bett im Gasthof, wo ich abgestiegen war, und fühlte mich unsäglich schwach und elend. Ein Arzt und zwei Nonnen waren um mich bemüht; als ich eine Frage tun wollte, legten sie warnend den Finger an die Lippen.

Später erzählten sie mir im Flüsterton, daß ich auf einem Spaziergang von einem Banditen überfallen und niedergestoßen und nur wie durch ein Wunder gerettet worden sei. Ich nickte, lächelte und schien alles zu glauben, wie sie selbst ihre fromme Lüge zu glauben schienen. Dann versank ich in einen langen wohltätigen Schlaf, und als ich wieder erwachte, dachte ich voll Sehnsucht an Paris, an diesen Park, und dazwischen fiel mir eine Pockenepidemie ein, die uns alle vor Jahren geängstigt hatte. Da liefen mir vor Freude Tränen über's Gesicht, und weil ich nicht wollte, daß die Nonnen mich weinen sähen, wühlte ich mein Antlitz in meine Haare hinein, in Haare, durch deren Blond sich breite, graue Streifen zogen. Als ich mir zum ersten Mal den Spiegel reichen ließ, blickte mich eine Matrone an — —«

Frau von Hauteville machte eine Pause. Die Marquise de Tours fragte:

»Und der geheimnisvolle Italiener? Haben Sie ihn nicht wiedergesehen?«

Der Herzog von Noailles aber warf einen scheuen Blick nach der großen Terrasse, auf der man immer noch schattenhaft die Silhouette des Königs sich bewegen sah, und fragte leise:

»Und Seine Majestät? Haben Sie uns nichts weiter mehr von Seiner Majestät zu sagen?«

»Den Italiener habe ich nie wieder gesehen. Als ich nach einer langwierigen Rekonvaleszenz mich abermals ins Schloß begeben wollte, um ihm zu danken, und auch, um diese und jene Frage an ihn zu richten, war er gestorben. Er wurde gerade an dem Tag begraben, an dem man mich zum ersten Mal ins Freie trug.

Ich blieb noch bis zu meiner völligen Wiederherstellung in dem kleinen Nest, und da erfuhr ich allerlei seltsame Gerüchte, die über den verstorbenen fürstlichen Alchimisten umliefen, und die zum Teil Ihre Frage beantworten, Herzog von Noailles. Zunächst vernahm ich, daß jeder von meinem Selbstmordversuch im Laboratorium wußte, keiner aber seinen wahren Grund ahnte. Man glaubte vielmehr allgemein, ich sei eine hohe, eine sehr hohe verlassene Geliebte des Italieners gewesen, die ihm aus Paris nachgereist war und vor seinen Augen sterben wollte, da er sie nicht mehr liebte. In Deutschland hört man solche Geschichten gerne und glaubt sie viel eher, als bei uns . . . Diese Vermutung wurde noch befestigt — bitte, Herr Herzog, hören Sie genau zu! —, als gerade an dem Tag, da der Italiener gestorben war, zwei vornehme Reisende aus Paris in dem kleinen Nest eintrafen, die sich genau nach dem fürstlichen Alchimisten erkundigten und ihn schon am nächsten Morgen aufsuchen

wollten. Als sie die Kunde seines Todes erfuhren, kannte ihre Bestürzung keine Grenzen. Der Eine soll gejammert haben: »Wir sind verloren! Nie dürfen wir es wagen, mit dieser Nachricht nach Versailles zurückzukehren,« und der Andere sei wie vernichtet dagesessen und hätte gestöhnt, daß er sein Vermögen und die Hälfte seines Lebens dazu geben möchte, hätte der Italiener nur noch acht Tage gelebt, denn in acht Tagen hätte man ihn noch über die Grenze vor das Antlitz Seiner Majestät bringen können« — —

Frau von Hauteville verstummte. Der kleine Kreis ihrer Zuhörer blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken. Dann entstand ringsum allgemeine Bewegung, alle Köpfe wandten sich der großen Terrasse zu, die von Windlichtern und Lampions hell erleuchtet lag. Die Marquise von Pompadour war eben erschienen. Ihr hochgerafftes Brokatkleid tropfte von Silberflittern. Auf ihren kleinen, rosafarbenen Atlasschuhen blitzten Diamantagraffen. Blasse Grazie lag über ihrer gebrechlichen Schlankheit und dem schmalen, klugen Blondinengesicht . . .

Der König strafft sich, da er sie kommen sieht. Er fürchtet den Blick, mit dem sie seine erschrockenen Vogelaugen und sein zitterndes Kinn zu streifen pflegt. Fürchtet ihn und nimmt schon im voraus kleinliche Rache. »Sie sehen angegriffen

aus, Frau Marquise, angegriffen und überwacht. Sind Sie krank, Frau Marquise?«

Ein gequältes Lächeln irrt um ihren Mund. Ihre Augen weiten sich, sehen über das erschrockene Vogelgesicht hinweg, hinaus in die Ferne, auf ein Schlachtfeld, wo Frankreichs Jugend und Frankreichs Waffenrühm zerstampft liegt — —

»Ja, Sire, ich bin krank, sehr krank, seit dem unseligen Tage von Roßbach.«

Der König starrt verständnislos, sein Kinn beginnt wieder heftig zu zittern. Roßbach, Roßbach . . . wenn er sich doch besinnen könnte, was mit Roßbach gewesen ist! Etwas Schreckliches muß da gewesen sein. Das merkt er nicht nur aus den Worten der Marquise, sondern auch aus ihrer Stimme, aus ihrem Gesicht. Aber was? Was? Er zermartert sich das Hirn, um auszufinden, was mit Roßbach gewesen sein könnte. Aber er findet nichts — gar nichts. Vielleicht könnte man die Marquise diplomatisch ausholen, auf Umwegen von ihr erfahren, was mit Roßbach eigentlich gewesen ist . . . Er läßt es aber lieber sein. Er weiß, daß er heute weder seine Augen, noch seine Kinnmuskeln in der Gewalt hat, und er fürchtet die Marquise. Wenn er sie böse macht, vernachlässigt sie den Kirschpark, und die brutalen, stets sich erneuenden Genüsse, die junge Schönheiten im Kirschpark bieten, sind ja das Einzige, was die

schreckliche Melancholie Ludwigs zerstreuen kann. Genuß ist Gegenwart und verlacht die Erinnerung — —

Verbindlich neigt sich der König über die abgemagerte Hand der Marquise, die den Fächer hält:

»Ihre Hand, Marquise, ist schön, wie ein Kronjuwel! Und was für einen entzückenden Fächer haben Sie heute gewählt . . . sehr fein in den Farben und sehr diskret in der Verwendung der Steine.«

Die Marquise blickt eine Minute fast zärtlich auf das zierliche Fächerblatt, das Boucher mit einer Schäferszene geschmückt hat. Das Perlmuttergestell ist so fein ausgesägt, daß es einer Spitze gleicht. Rubinen und Diamanten sind wie Tautropfen drüber hingestreut. Mit einer kleinen jähen Bewegung hebt sie den Fächer, als wolle sie ihn küssen, läßt ihn wieder sinken und sagt voll lächelnder Bitterkeit:

»Erkennen Sie den Fächer nicht mehr, Sire? Eure Majestät schenkten ihn mir, als ich zum ersten Mal die Ehre hatte, bei Eurer Majestät speisen zu dürfen!«

»Ja, ja, selbstverständlich erkenne ich ihn . . .« und während er sich in nichtsagenden Beteuerungen, in erlogem Erinnern windet, zermartert er sich mit der Frage: »In welchem Jahr habe ich ihr wohl den Fächer geschenkt? Und wie war

das, als sie zum ersten Mal bei uns speiste?« Aber nichts dämmert in seinem Kopf auf, gar nichts, obschon er sich quält, daß er wieder einem erschrockenen Vogel gleicht, und sein Kinn zu zittern beginnt. Tödlicher Haß auf die Marquise überfällt ihn, auf diese schreckliche Frau, die alles weiß und nichts vergißt. Oh, wenn er ihr den kleinen klugen Kopf spalten und ihr Gedächtnis an sich reißen könnte, wie er in Zeiten, die er nicht mehr weiß, ihre Schönheit an sich gerissen hat! Da steht sie vor ihm, von mörderischer Krankheit zerfressen: aber hinter der bleichen Stirn, die der Tod gezeichnet hat, leben in bunter Farbenpracht die Bilder der Vergangenheit — —

Haß und Neid stehen deutlich in des Königs Gesicht, aber die Marquise sieht ihn nicht mehr an. Ein armer, ohnmächtiger Zorn, schwillt in ihr empor, Zorn auf diesen schrecklichen Mann, der ihr Leben gelebt hat und sich nicht mehr daran erinnert, der Frankreichs Ruhm vertan hat und es nicht mehr weiß. And sie, die sonst so beherrscht, so ganz Klugheit und Kühle ist, sie hat jetzt den unbändigen Wunsch, ihm die Faust ins Gesicht zu schlagen, auf die leeren, erschrockenen Vogelaugen und das alberne, zitternde Kinn. Den Wunsch hat sie wohl, doch nimmer den Mut. Solch verwegenen Mut hatte wohl (wie hämischer Hofklatsch flüstert) hinter verschlossenen

Türen die Chateauroux gehabt, die unbändige, vollsäftige Aristokratin, niemals aber würde ihn die ausgeglichene, blutarme, bürgerliche Jeanne Poisson finden . . .

Mit ein paar hastig gestammelten Worten erbittet die Marquise die Erlaubnis, sich zurückzuziehen. Sie kann nicht mehr bleiben. Sie fühlt schon wieder, wie es warm aus den Lungen zum Munde drängt. So schnell es geht, ohne aufzufallen, eilt sie nach ihren Gemächern zurück. Wie ihr Kleid Choiseul streift, hält er sie mit brüsker Zärtlichkeit an:

»Haben Sie Ärger gehabt, Jeanette? Was fehlt Ihnen?«

»Blut, Blut!« sagt sie und läuft weiter.

Choiseul sieht ihr lächelnd nach. Er mit seiner prachtvollen Gesundheit, der keine Nacht anders als in Freuden durchwacht hat, kann nie recht an ihre Krankheit glauben, hält all ihr Leiden meist für die Kapricen einer verwöhnten Dame. Denkt, während er ihr nachsieht:

»Ja, du hast recht, mein armer Schmetterling, Blut hat dir immer gefehlt, heißes, leidenschaftliches Blut, das dir und anderen die Besinnung raubt. Was hättest du aus uns allen gemacht, wenn du zu deiner Schönheit, deinen Nerven und deinem Willen auch noch Blut gehabt hättest! Aber das hat dir immer gefehlt, leider, oder —«

Eine große, rauschende Bewegung, die von der Terrasse her durch den Park läuft, alle verstreuten Gruppen und zärtlichen Paare aufstört und in bunter Eile mit ihnen zur Terrasse zurückjagt, unterbricht seine Gedanken. Der König hat das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Das seidenflirrende, degenklirrende, von unzähligen Pas, Reverenzen und Ehrfurchtgesten durchwobene Zeremoniell, das den König in seine Appartements geleitet, hebt an. Trübsinnig blickt Ludwig mit den Augen eines erschrockenen Vogels über kniende Damen und huldigende Herren hin, und sein Kinn zittert leise.